

Jays Hand war schwitzig, ihre Finger zerquetschten meine. Der raue Oktoberwind blies uns Nieselregen in den Nacken, meine Füße waren einzelne Eisklötze. Ich wäre am liebsten zuhause geblieben, hätte mich im Bett eingekuschelt, Ingwertee getrunken und geweint, aber dieser Besuch musste sein.

Ich war so stolz auf Jay, dass sie es wagte, mit mir diese Schritte zu gehen, so dankbar, dass sie mich nicht allein ließ. Der Kies knirschte unter unseren Schuhen, das Metallgatter quietschte, als hätte es uns schon erwartet.

„Ich hatte gedacht, es wäre wärmer“, murmelte meine beste Freundin. Immer wieder wunderte ich mich, wie sie bei ihren Outfits keine Erkältung bekam. Gerade trug sie schwarze Chucks, ein schwarzes Röckchen und eine schwarze Bluse. Die kleinen Regentröpfchen ließen ihre frische lila Tönung ihren Nacken entlanglaufen, erschufen traurige, lila Muster auf ihrer Haut.

„Hier.“ Meine Stimme war fast nicht existent, als ich unsere Hände voneinander löste, meinen Mantel auszog und ihr um die Schultern legte. Nun fror ich, aber das war mir egal. Meine beste Freundin zog sich schweigend den Mantel an, griff dann wieder nach meiner Hand. Seit Samstagabend haben wir kein Wort mehr miteinander gewechselt. Ich war nicht in der Schule gewesen, sie hatte mir nicht geschrieben. Als ich Dienstag wieder in der Schule war, tauschten wir empathische Blicke voller Niedergeschlagenheit aus, sprachen nicht. Nur an unsere Verabredung hielten wir uns, heute um siebzehn Uhr. Was auch immer kommen möge. Ihre Beschwerde über die Kälte war das Erste, was sie in den letzten fünf Tagen zu mir gesagt hat. Schon fast hätte ich vergessen, wie ihre Stimme klingt. Doch ihre Stimme war nicht ihre Stimme. Noch nie zuvor hatte sie so geklungen. Es fehlte etwas in ihr, und wir beide wussten genau, was. Es war das, was mir auch fehlte.

„Warum warst du Sonntag nicht da?“, fragte sie. Ich schluckte.

„Ich wollte Finn nicht jetzt schon Gesellschaft leisten.“

Jay umklammerte meine Hand, als würde sie jeden Moment fallen. Ich hatte ihren Blick auf mein Handgelenk bemerkt; mein Pullover war hochgerutscht und offenbarte frische, rote Linien über weißrosa, fast nicht mehr sichtbaren Narben. Ein Dreivierteljahr. Und nun?

„Denk nicht mal dran.“ Jay wollte schimpfen, doch die Worte, die ihren Mund verließen, waren so dünn, so erschöpft. Sie musste wahrscheinlich selber die ganze Zeit daran denken.

Wir liefen zwischen Blumen und Marmor hindurch, blieben vor einem frischen Sandhaufen stehen. Ein spärlicher Blumenkranz und ein gerahmtes Foto von Finn zierte dies triste Bild.

„Lisa Weyerts“, las ich die Gravur des Marmorsteins vor.

„Ich wollte, dass du es selber siehst“, wisperte Jay, mit ihrer freien Hand wischte sie sich über die Augen.

„Sie haben ihm unter seinem alten Namen begraben.“ Entgeistert starrte ich auf den hässlichen Marmorstein. Engelchen zierten ihn.

„2.5.2006 – 22.9.2023. Möge Gott bei dir sein.“ Ich konnte nicht fassen, welche Frechheiten vor mir standen. Nicht nur vor mir, es war in Stein gemeißelt.

„Hast du einen Edding dabei?“

Jay ließ ruckartig meine Hand los.

„Bist du denn des Wahnsinns? Willst du den Grabstein deines besten Freundes beschmieren?“

„Ich denke, er fände es witzig. Außerdem will ich es ihm nicht zumuten, unter diesem Namen zu ruhen.“ So viel Wut stieg in mir auf. Frustriert trat ich gegen den Sandhaufen.

„Mein Gott, Alex, jetzt benimm dich! Hast du denn keinen Respekt vor den Toten?“ Ich hatte Jay noch nie so empört erlebt, doch ich war viel zu sehr außer mir, als dass es mich kümmerte.

„Vor den Toten schon, aber nicht vor dem, was die Lebenden ihnen angetan haben. Am liebsten würde ich ihn ausbuddeln und würdig bestatten.“

„Bitte, Alex. Protestieren wir friedlich.“

„Stonewall war doch auch nicht friedlich.“

„Was hat das denn jetzt schon wieder mit Stonewall zu tun?“ Mit jeder Antwort klang Jay angepisster, und ich konnte sie verstehen. Mir war klar, dass ich mich benahm wie ein dreijähriges Kind, doch ich hatte alles Recht dazu.

„Das hat viel mit Stonewall zu tun. Stonewall war der Anfang der Christopher-Street-Days, eine angebliche Demonstration, bei der gesoffen wird wie beim Kölner Karneval, voll friedlich. Und alle regen sich darüber auf, dass die Schwulen mal aufhören sollen, sich zu benehmen, als gäbe es nur sie auf der Welt, es wird diskutiert, ob man das überhaupt noch braucht mit den Regenbögen und es geht um „die Schwulen“ und „die Lesben“, aber wirklich niemand redet auf einem Christopher-Street-Day über die Jugendlichen, die ganzen Suizide junger Transmenschen. Über die ganzen roten Linien auf ihren Armen, über die vollgeweinten Kissen, über das Gras, was sie weggiffen, weil sie es anders nicht mehr aushalten. Sie sind zu leise. Sie sind zu friedlich. Wenn die Leute von Stonewall friedlich über die gewaltsamen Tode ihrer Kameraden gewesen wären, würden wir heute ordentlich doof aus der Wäsche gucken.“ Ich hatte nicht bemerkt, dass ich angefangen hatte, zu schreien. Mittlerweile liefen die Tränen wie Wasserfälle über Jays Gesicht, ihre Hände waren in meinen Manteltaschen versunken.

„Stonewall war doch eine total andere Situation, Alex.“ Ihre Stimme brach, sie zog eine Packung Taschentücher aus meiner Manteltasche, putzte sich die Nase.

„Vielleicht wurde Finn nicht von Polizisten umgebracht, schön. Aber erinnerst du dich noch an die Spacken, die uns am Bahnhof angepöbelt und Finn als Lesbe beleidigt haben? Und die er dann weggeboxt hat, nachdem sie ihn anfassen wollten? Wir haben ja Anzeige aufnehmen wollten, aber der Bulle, mit dem wir geredet hatten, hat überhaupt nicht zugehört. Der hat irgendwas davon geredet, dass Finn aufhören sollte, sich seiner Femininität zu verschließen und mit dem abgebrochenen Eckzahn, den er dem einen verpasst hatte, könnte man schlecht ne Anzeige aufnehmen. Vielleicht gibt es hier und da einen Polizisten, die sich darum gekümmert hätten, aber die meisten Bullen haben da gar nicht so was gegen, wenn queere Menschen Stress kriegen. Wir sind ungeschützt, mein Freund.“

Jay sagte nichts, sie schluchzte nur vor sich hin. Mein Mantel war ihr zu groß, hing fast an ihren Knöcheln. Sie war nicht sonderlich groß geraten, ein bisschen größer als einen Meter fünfzig. Ich war fast einen Meter achtzig groß. Schon vorher konnte sie nicht damit umgehen, wenn man laut in ihrer Anwesenheit geworden ist, Finns Grab machte es gerade auch nicht besser.

„Tut mir leid“, murmelte ich, umarmte sie. Die kalten Regentropfen schienen in meinen Knochen zu sickern. Lange klammerte ich mich an meinen Mantel, vergrub mein Gesicht in den lila Haaren, wohlwissend, dass auch ich danach traurige Muster auf meiner Nase vorfinden würde.

Der Regen wurde stärker. Mein Pullover fing an, an mir zu kleben, doch jetzt konnten wir noch nicht gehen. Unser Job war noch nicht getan.

„Weißt du...“, Jay löste sich von mir, „wir haben immer Witze darüber gemacht, dass wir alle mental am Ende sind, und insgeheim hatte ich immer genau hiervor Angst. Mir war klar, dass es passieren könnte, aber ich hab nie damit gerechnet, dass es wirklich passiert. Du regst dich darüber auf, dass es scheinbar nur Diskussionen über scheinbar irrelevante Themen in der queeren Community gibt, wenn wir doch wirklich wichtigere Probleme haben, aber ich denke, Transphobie war für Finn nur ein Teil des Ganzen. Ich bin mir zwar sicher, dass er noch leben würde, wenn seine Eltern sich nicht ständig geweigert hätten, ihn Finn zu nennen, wenn der Schulpsychologe ein bisschen mehr Ahnung von dem Thema gehabt hätte, wenn in den Medien Fortschritte in dem Thema berichtet worden wären... okay, Transphobie war ein großer Teil des Ganzen. Depressionen bestehen aber auch aus mehreren Teilen. Umzüge zum Beispiel, Finn ist ja irgendwie vier Mal umgezogen in den letztens sieben Jahren. Muss stressig gewesen sein. Und letztendlich stehen wir hier, und wir können uns darüber aufregen, dass die Politik immer noch nichts auf die Reihe, aber die AfD zwanzig Prozent der Stimmen kriegt und dass auf dem CSD scheinbar nur gesoffen und gefeiert wird, aber...“ Ihre Stimme brach wieder.

„Das war meine größte Angst“, schluchzte sie.

„Dass man noch nicht mal seinen Namen auf den Grabstein geschrieben hat...“

„Es ist doch bekannt, dass Transjüngliche eine fast doppelt so hohe Suizidrate haben wie Jüngliche, die nicht trans sind. Warum diskutieren wir da überhaupt noch drüber?“ Jay griff wieder nach meiner Hand.

„Ich wünschte, nicht wir würden das diskutieren, sondern diese ganzen Influencer, die sich über die nackten Ärsche auf den großen CSDs aufregen. Es wird darüber diskutiert, ob das nicht alles nur ein Trend ist oder nicht, obwohl das andere Leute ja wirklich nichts angeht, was irgendwelche Menschen fühlen. Es wird nicht darüber diskutiert, dass Leute wie wir hier stehen und alles scheinbar tatenlos angucken müssen. Warum kann man sich nicht eigentlich in den Medien einfach darauf einigen, dass man Minderheiten nicht noch mehr Stress geben muss, als sie eh schon haben?“ Mein Zorn sprudelte nur so aus mir heraus. Ich wollte diesen hässlichen Marmorstein zerstören.

„Ich weiß das doch alles. Ich bin doch nicht blöd, mein Gott.“ Jay atmete tief ein und aus, dann sah sie mich an.

„Tun wir das, wofür wir hergekommen sind. Hast du einen Stift?“

„Linke Brusttasche.“

Jay nahm den Bilderrahmen, öffnete ihn, schrieb auf die Rückseite des Bildes eine Nachricht, drehte das Bild, machte den Rahmen wieder zu. Ich holte ein Fähnchen aus einer Tasche meiner Cargohosen, steckte es in den Sand. Melancholisch drückte ich meine Hand auf den feuchten Sandhaufen. Näher würde ich ihm nie mehr sein können. Nun liefen auch Tränen über mein Gesicht. Jay kniete sich zu mir, stellte den Rahmen neben meine Fahne.

„Tut mir leid“, wisperte Jay, Regen und Tränen tropften von ihrem Kinn.

„Wir werden ganz viele CSDs für dich laufen, Schatzi“, murmelte ich.

„Wir werden uns erinnern“, ergänzte Jay kaum hörbar.

„Wir werden dich nie vergessen.“ Meine Stimme brach, weinend kniete ich vor dem Grab meines besten Freundes.

„Ich vermisse dich“, flüsterte ich. All meine Wut war verschwunden. Ich war so unfassbar verzweifelt.

„Es ist kalt, lass uns gehen.“ Jay streckte mir ihre Hand entgegen. Mit ihrer Hilfe stand ich auf, und wir verließen den Friedhof.

Es war, als wären wir nie da gewesen, und es war, als wäre Finn das Mädchen geblieben, was er einst war, wäre da nicht das Fähnchen, was matt im Oktoberwind flatterte, hellblaue, rosa und weiße Streifen; die Transflagge, und das umgedrehte Foto mit den verwaschenen Buchstaben:

*Er heißt Finn, ihr Säcke.*